Vom Meeresstrande

Vom Meeresstrande.

Gedichte

von

N. Graf Rehbinder.

Berlin,
Verlag von E. H. Schroeder,
Unter den Linden Nr. 23.

1856.

Nennt es denn kein frech Erkühnen,
Leiht uns ein geneigtes Ohr,
Wenn wir gern vor Euch Versammelten
Ein empfehlend Vorwort stammelten!

Uhland.

Inhalt.

Das Meer.

Unermeßlich und unendlich,
Glänzend, ruhig, ahnungsschwer,
Liegst Du vor mir ausgebreitet,
Altes, heil'ges, ew'ges Meer!

Anastasius Grün.

Meerkönig.

Wer je das große Meer gesehen
In Sonnengluth, in finstrer Nacht,
Bei Stille oder Sturmes Wehen,
Der sehnt sich stets nach seiner Pracht.
Es ist wie Heimweh, ungebändet,
Des Schweizers nach der Alpen Höh', —
Und solche heiße Sehnsucht sendet
Meerkönig aus dem Grund der See.

Meerkönig thront im tiefsten Grunde
Im prachtvoll-seltsamen Palast;
Noch wächst der Bau von Stund' zu Stunde,
Koralle strecket Ast an Ast. —
Der König mit der Perlenkrone,
Er ruht auf seinem Muschelthron,

Seltsame Wesen rings am Throne,
Wie sie ein Traum gebiert in Hohn.
Gebeine rings im Kreise bleichen,
Von kalter Woge reingespült:
Das sind die Opfer, sind die Leichen,
Die Sturm und Well' herabgewühlt.
Der Schiffer schaut vom Bord hernieder:
Wie blitzt's im Grunde wunderbar!
Es leuchtet auf, es flimmert nieder,
Doch wird es nicht dem Auge klar.
Er sah das Schloß im fernen Schimmer, —
Da hat die Sehnsucht ihn erfaßt,
Sie hält ihn fest, sie läßt ihn nimmer,
Bis drunten er, ein todter Gast.
Ob er auch zu der Heimath kehre
Noch manches Mal, geführt vom Glück,
Er bleibt nicht dort, er muß zum Meere,
Zum Meer und seiner Pracht zurück.
Es treibt ihn fort vom festen Lande,
Vom Weltlärm, vom Gewühl der Stadt,
Vom Frühlingsgrün, vom sichern Strande,
Von Allem, was er Liebes hat. —
So muß er kämpfen, muß er ringen
Mit Sturm und Nacht, mit Noth und Graus,
Muß Sturm und Graus und Noth bezwingen
In seinem schwachen Bretterhaus; —

Bis endlich, in gewalt'gem Wettern
Des Ozean's in seiner Wuth
Am Riff des Schiffleins Seiten schmettern, —
Hinab, hinab dann in die Fluth!
Dann sinkt der Schiffer in die Welle,
Dann stillet sich der Sehnsucht Hast, —
Und an des Wunderschlosses Schwelle
Empfängt Meerkönig seinen Gast.

Seemann's fernes Liebchen.

1.

Wie oft mich der Gedank' ergötzt:
Wo weilet die Geliebte jetzt?
Ich denk' an sie zu jeder Stund'
Aus allertiefstem Herzensgrund.

Am Tage, wenn die Sonne brennt,
Goldstrahlend Seemann's Element,
Am Abend spät, am Morgen früh
Denk' ich an sie und nur an sie!

Und wenn in stiller, klarer Nacht
Verhüllt ich halte treue Wacht,
Die Welle mild das Schiff umspielt,
Der Nachtwind mir die Wange kühlt;

Wenn Mondenschein und Sternenpracht
Die krausen Wellchen glitzern macht,
Wenn Alles schweiget rings umher,
Dann wird mir, ach! das Herz so schwer!

Dann denke ich an sie allein
In Wehmuthslust und Wehmuthspein,
Und der Gedanke mich ergötzt:
Wo weilet die Geliebte jetzt?

2.

Ein Mädchen lieb' ich, schön und hold
Im fernen Heimathslande,
Mit treuer Liebe, rein wie Gold,
Geknüpft zu ew'gem Bande.
Zu ihr nur strebt mein klopfend Herz,
Zu ihr mein heiß Verlangen, —
Ich streck' die Arme heimathwärts,
Und kann sie nicht umfangen!

Mich fesselt hier die strenge Pflicht,
Mich fesseln schwere Stunden, —
Indessen hat, was mir gebricht,
Ein Andrer dort gefunden!

Ihr Herz, das nicht für meines schlug,
Ach, Jenem hat's geschlagen,
Und sie wird sein, indeß im Flug
Mein Schiff mich fortgetragen.

Wenn ich nun wiedersehe Dich,
Welch Leid wird es mir bringen!
Vergebens rang nach Liebe ich,
Nun will mein Herz zerspringen!
Kalt, wie die Welle, war Dein Herz
Für all' mein Liebesleiden;
Nun fühl' ich ja den Todesschmerz,
Von süßer Lieb' zu scheiden!

Und doch ist nur Dein liebes Bild
Mein einziges Vergnügen,
So rein und herrlich, sanft und mild
Mit seinen Engelzügen.
Tief wohnt es drin in meiner Brust,
Und wohnet dort für immer, —
Es blickt voll Schmerz, es blickt voll Lust,
Und weichet nimmer, nimmer!

Seesturm.

Da kam der wilde Sturm geflogen;
Er trieb zum Himmel auf die Wogen,
Er spritzte auf den weißen Schaum,
Und sauste heulend durch den Raum.
Es stieg die Nacht aus ihren Tiefen,
Schwarz ward des Himmelsbogens Rund,
Und Donner, die schon lange schliefen,
Eröffneten den Riesenmund; —
Der Blitz zerriß den Wolkenschleier,
Da stand das Firmament in Feuer!
Die See that auf den weiten Schlund
Zu ziehn das Schiff tief in den Grund,
Das Schiff, das bald im Abgrund schwebet,
Bald sich zur Wogenspitze hebet.
Das Steuer bricht, — es klatscht in Fetzen
Das Segelwerk, — ringsum Entsetzen,
Geheul der Menschen und der Fluthen,
Gezisch der Wogen und der Gluthen,
Als wollte bei der Blitze Scheinen
Die Welle sich der Wolke einen,
Und im gewaltigen Umarmen
Das Schiff zermalmen ohn' Erbarmen!

Der Schiffbrüchige.

Vom Schiffbruch der Verschlag'ne sitzet
Auf wüsten Eiland's Felsenwand.
Die Zahl verlorner Jahre ritzet
In kalte Steine seine Hand.
Da kommt ein Schifflein angezogen,
Doch weh! es sieht den Armen nicht!
Es ist in Eil' vorbeigeflogen,
Da stürzt er auf sein Angesicht:

Du, Schifflein, könntest mich erretten
Und heilen meinen heißen Schmerz,
Und brechen langgetrag'ne Ketten,
Zerreißen meiner Bande Erz!
O fliehe nicht durch blaue Wogen,
Zur Heimath eilt' ich gern mit Dir!
Vielleicht bist dorthin Du gezogen,
O führe mich zu ihr, zu ihr!

Ich sitze hier mit steten Qualen,
An Thränen zählt' ich jeden Tag, —
Daheim mein Name wird verhallen,
Und alle Lieben blieben nach!
Du, Schifflein, könntest hin mich bringen
In ihren heißersehnten Kreis;
Mit Deiner Segel leichten Schwingen
Bring' ihnen meine Grüße heiß!

Und die Geliebte, die in Thränen
Vielleicht und Gram zum Sarge schwankt,
Wie ich, mit namenlosem Sehnen,
Wie hätt' sie, Schifflein, Dir gedankt!
O kehre Deine schnellen Schwingen,
Es schlägt mein Herz so feurig hier;
Du kannst dem Herzen Ruhe bringen,
O führe mich zu ihr, zu ihr!

Doch wehe! schon bist du verschwunden,
Und ahnest nicht, was ich gefühlt,
Nicht meines Herzens Todeswunden,
Die Du minutenlang gekühlt!
Hier muß ich bleiben und verderben,
Und reißen muß der Hoffnung Band!
Fahr', Schifflein, wohl! — still will ich sterben —
Und grüße mir mein Vaterland!

Das Seegespenst.

Die Sonne sank. Die Nacht umzog den Himmel,
Und düster, schwarz und schaurig ward das Meer;
Im Westen nur ein feuriges Getümmel,
Der Wolken rothverglimmend leichtes Heer.
Das Meer ward stumm, als fühle es die Nacht,
Nur dann und wann ein leises fernes Rauschen,
Als fürchte es des stummen Schauders Macht,
Und würde angstvoll solcher Stille lauschen.

Denn ängstlich war die Stille. Drückend schwer
Lag schwüle Luft auf Allem, was da wachte;
Kein Sternlein blickte durch das Dunkel her,
Kein Mondstrahl freundlich silberblickend lachte. —
Still lag das Schiff, die Segel hingen schlaff;
Kein Laut am Bord, nur spähend lenkt die Blicke
Der Steuermann, ob nichts sein Auge traf
Und senkt sie auf den Compaß dann zurücke.

Da schallt's: Ein Schiff! — Vorn steht das Volk im Kreise,
Und dicht vor ihnen, wie aus tiefer Fluth
Emporgestiegen, naht unmerklich leise
Ein Fahrzeug, groß, gewaltig, roth wie Blut.
Wo eben noch die Meeresfläche lag,
Sieht man das unbekannte Schiff sich heben;
Es starrte Jeder hin, doch Keiner sprach;
In jeder Brust ein unaussprechlich Beben.

Schwarz hoben Mast und Taue sich empor,
Schwarz schwellten sich der Segel stolze Massen,
Und ob kein Wind sie auch zum Spiel erkor,
Ob keine Stürme ihre Flügel fassen, —
Doch sind sie aufgebläht von mächt'gem Schwall, —
Doch treiben sie mit Kraft die mächt'gen Flanken
Durch Meeresspiegel hin mit dumpfem Schall, —
So naht das Fahrzeug, schneller als Gedanken.

Und wie da näher seine Borde stehen,
Wie man hinschauen kann auf sein Verdeck,
Ist nicht ein lebend Wesen da zu sehen,
Rührt es und regt es sich auf keinem Fleck.
Doch dort — am Mast — gehüllt in Schwarz und Roth
Steht Einer, unbeweglich, hoch und mächtig,
Doch still und starr und einsam wie der Tod.
So naht das Schiff, allein und mitternächtig.

Schaut auf! blickt auf! Wollt Ihr in Grund uns bohren?
Ihr stoßt an uns! Es ist um uns geschehn! —
Umsonst! sie schrei'n und rufen tauben Ohren,
Umsonst! der eine Mann hat nichts gesehn. —
Dreht Euer Steuer, um der Heil'gen Willen!
Wer seid Ihr! Kommt Ihr aus der Hölle Schoos? —
Umsonst! er regt sich nicht, er bleibt im Stillen, —
Noch ein Moment — verloren rettungslos!

Da, als die Schiffe sich berühren, blinzt
Der Mann und dreht das Haupt herum so leise, —
Entsetzlich, und ein Todtenschädel grinzt
Nach ihnen hin und ruft: Glück auf die Reise! —
Geheul, Gezisch, der Wogen jähes Spritzen:
Hinabgesunken ist das Höllenschiff,
Vom Maste seh'n verschwinden sie die Spitzen, —
Dann wird es still im Meer, als ob es schlief.

Und als Entsetzen ihre Zungen bannt,
Da spricht ein alter Seemann zu den Andern:
Wir werden nimmer wiedersehn das Land,
Wir werden in den kalten Hafen wandern.
Der weiß, daß er nur eine Nacht zu leben,
Der Dich geseh'n und weiß, wie Du Dich nennst;
So harret denn des Unheil's ohne Beben, —
Der uns gerufen, war — das Seegespenst!

Er spricht es noch, da wacht von allen Enden
Des Sturmes Wuth mit Höllenstärke auf;
Er saust herbei, sein Nachtwerk zu vollenden,
Entzügelt jeden Schreck im tollen Lauf.
Verderben ruft hervor die finstre Nacht,
Des Sturmes Geister jubeln wonnetrunken, —
Und als des Morgens erster Schimmer lacht,
Da ist das Schiff in Meer und Graus versunken.

Der Geist des Sturmes.

Brauset ihr Wellen, — heulet, ihr Winde,
Jaget die Wolken wie Pfeile geschwinde,
Peitschet zum Himmel die schäumende Fluth! —
Rollet, ihr Donner, brüllt zum Entsetzen,
Kochet, ihr Lüfte, reißt Alles in Fetzen,
Zucket, ihr Blitze, mit flammender Gluth!

Ha, wie das tobet und brüllet und heulet,
Ha, wie das zischet und gähret und eilet,
Ha, wie entsetzlich Natur sich empört! —
Wüthet, — ich sehe mit Freuden Euch wüthen,
Laßt Euch durch keinerlei Schranken gebieten,
Bis Ihr, was irgend erreichbar, zerstört!

Jaget die Schiffe an starrende Klippen,
Daß sie zerschmettern die mächtigen Rippen,
Senket sie tief in des Meeres Grund; —
Stürzet die Thürme, die Giebel, die Wälder,
Bringet Verderben in Wiesen und Felder,
Treibet die Menschen in Abgrund's Schlund!

Decket mit Dunkel die schimmernden Gluthen,
Einet mit Wolken die brausenden Fluthen,
Zischet umher mit dem Blitze, dem Strahl!
Feget die Erde, daß nichts mehr erhebet
Ferner sein Haupt, — denn ich hasse, was lebet,
Gebt uns das Chaos zum zweiten Mal!

Seemann's Ende.

Von Möwenflügelschlag umflattert, —
Weithin der Dünen gelber Sand,
Von Wellenschlag und Schaum umgattert,
So dehnet sich der öde Strand.
Hier tönet in der Nächte Dunkel
Des Meeres mächt'ge Stimm' allein, —
Am Himmel bleiches Sterngefunkel,
Am Horizont des Leuchtthurms Schein.
Und kommt der Sturm herangeflogen,
Und Graus und Wuth ihm nachgezogen,
Dann sieht man bei der Blitze Schein
Manch' Schiff entfernt, — zerfetzt, — allein, —
An dessen halbzerschlag'ne Rippen
Die fürchterliche Woge schlägt,
Und brausend auf verborg'ne Klippen
Das Riesenwerk des Menschen trägt.

Bleich steigt nach Sturm und Nacht und Grauen
Die Sonne auf, das Werk zu schauen,
Zerstreut mit ihrer warmen Helle
Der Wolken fliegend wildes Heer,
Und zeigt dem Aug' die Schreckensstelle,
Das Meer, die Klippe — Alles leer.
Versunken ist nach kurzem Ringen
Das Schiff, vom Ungestüm verzehrt, —
Und wieder soll das Meer verschlingen,
Was sich von seinen Gaben nährt.

Am Strande, einsam und verlassen,
Ein Hüttchen stehet, arm und klein,
So weit das Auge blickt, allein. —
Es kann nur Einen in sich fassen.
Und Einen nur enthält der Raum:
Der trägt die Last der Jahre kaum.
Ein hoher Greis mit Silberhaaren,
Das Antlitz braun, gefurcht und kühn, —
Er sah seit fünf und siebzig Jahren
Die Erde jährlich neu erblühn.
Ihm ward ein reiches, frisches Leben, —
Ein Seemann war er, seit er denkt:
Viel hat das Schicksal ihm gegeben,
Viel Lust und Kühnheit ihm geschenkt.

Er hat nicht Weib, er hat nicht Kind,
Die Freunde ruh'n in Meereswellen, —
Es starb der Aelt'ste der Gesellen,
Sein Grab weiß Welle nur und Wind.
Ihm ist das Meer allein geblieben,
All' seine Freunde, all' sein Lieben,
All' sein Erinnern, all' sein Leben,
Er hat dem Meere es gegeben,
Das funfzig Jahre ihn getragen,
Das funfzig Jahre ihn gehegt,
Und nimmer doch bei kühnem Wagen
In finstre Tiefe ihn gelegt, —
Das Meer, deß Stimme ihm bekannt,
Das Wiege er und Bett genannt.

Da Alter ihm die Kraft genommen,
Ist er allein hierher gekommen.
Hier hat der Greis sein Haus gebaut
Am Strande, der ihm so vertraut.
Es kennet Niemand rings den Alten,
Es achtet Keiner seiner Näh', —
Er bleibt im einsam stillen Walten,
Um ihn ist seine Lust, sein Weh', —
Und einsam auf dem Dünensande
Sitzt lauschend er am Meeresstrande,

Versteht der Welle Murmeln leise,
Versteht des Sturm's gewalt'ge Weise,
Versteht der Meeresvögel Schrei'n,
Und jedes Sternleins hellen Schein, —
Und spricht mit den geliebten Wogen,
Die, seine Füße netzend, nah'n.
So ist ihm manches Jahr verflogen
An seinem Strand, in seinem Kahn.

Und wenn bei Nacht und wildem Brausen
Er auf vom Schlummer fährt, da blitzt
Sein Auge, — und am Strande sitzt
Er wieder, horchend auf das Sausen.
Ob auch zerzaust das greise Haar,
Ob auch die Wasser wild sich heben, —
Er sitzt und lauscht, — es ist sein Leben, —
Der Ort, wo er geboren war.

Die Sonne sinkt. Der letzte Schein
Dringt mächtig in's Gewässer ein,
Vergoldet jeder Welle Spitzen,
Und schleicht sich durch der Hütte Ritzen,
Wo an der Wand er flimmernd spielt,
Des Greises weißes Haupt bemalet.

Der hebt, da er die Sonne fühlt,
Sein Angesicht, vom Schein bestrahlet.
Das Auge leuchtet noch mit Macht,
Wie Sonnenleuchten vor der Nacht, —
Doch zitternd ist das Haupt gesunken,
Die Brust hat keuchend Luft getrunken,
Und seine matten Glieder regen
Sich kaum, zur Ruhe sich zu legen.
Die Lippe, bleich geworden, leise
Spricht sie ein flüsternd Wort zur Reise:
„Das ist mein letzter Sonnenstrahl!
Ich fühl' es, wie mein Leben schwindet, —
Ich seh' die Welt zum letzten Mal
Und deutlich sich der Tod mir kündet.
Es sei! — Wer fünf und siebzig Jahre
Im Lebensmeere hingebraust,
Dem hat bei silberweißem Haare
Vor seinem Ende nicht gegraust!
So komm' denn, Tod! — Doch nicht am Lande,
Am öden sandbedeckten Strande,
Wo nur der Möwe gelles Schrei'n
Das Grablied, sollst willkommen sein! —
Nein, fern auf weiter Wasserfläche,
Da treffe mich Dein mächt'ger Strahl,
Und, eh' das Auge sterbend breche,
Seh' ich mein Meer das letzte Mal!

Dort sei der Leib entfernt begraben
Im unbekannten, tiefen Grund,
Und nur das Meer mag Kunde haben,
Die Fischlein und die Muscheln bunt! —
O, halte ein mit Deiner Schwere,
Des Todes allgewalt'ge Hand!
Triff' eher nicht als auf dem Meere,
Nicht auf dem unbekannten Land!"
Er spricht's und tritt hinaus und sieht,
Wie schon die letzte Helle flieht. —
Die Wasser murmeln bang' und leise,
Als sängen sie die Todtenweise, —
Und fern, vom Horizonte her,
Da steigt der Wolken schwarzes Heer,
Das schnell, aus kleinem Kern entstanden,
Das Firmament umjagt in Banden,
Pfeilschnell den ganzen Himmel deckt,
Ein Pfeifen hören läßt und Sausen, —
Und rasch des Meeres Echo weckt
In unterirdisch dumpfem Brausen.
Schwarz wird der Spiegel, wie die Nacht, —
Es hüpfen leise kleine Wogen, —
Sie werden groß, eh' man's gedacht,
Und sind in Gischt und Schaum verflogen.
Gepeitscht von Sturmes mächt'gem Wüthen,
Als Berge rollend, eilt es her,

Und Nacht und Graus und Tod gebieten,
Und seine Opfer will das Meer.

Wie das der Greis am Strand' erschaut,
Da hebt er sich und jauchzet laut,
Da schwillt ihm jugendfroh die Brust,
Er fühlt der Jugend kühne Lust,
Da steht er stark und kräftig wieder:
Er kennt des Meeres Todtenlieder.

Und hin zum Kahne eilt sein Schritt,
Er löst ihn ab und steigt hinein, —
Das Segel schwillt, — der Tod fährt mit. —
So geht in's Graus er, — nicht allein.

Wo nichts zu seh'n, als Nacht und Meer,
Da rauscht windschnell der Nachen her, —
Wo Donner rollt und Blitzstrahl zischt,
Da schwankt er muthig durch den Gischt, —
Wo Klippen ihre Arme strecken,
Eilt er vorüber ohne Schrecken. —
Darin der Greis, — hoch aufrecht steht er,
Der Sturm, die hohe Stirn umweht er,
Es fliegt das silberweiße Haar,
Das weiße Kleid wie ein Talar, —

Die Arme breitet er zum Himmel,
Und ruft weit durch das Schreckgetümmel:
„O Meer! — Du sahst, als ich geboren,
So sieh' auch meines Todes Stund'!
Der erste Ton in meinen Ohren,
Das erste Wort in meinem Mund', —
Du warst es, Meer, — Dein mächt'ges Tönen
War Wiegenlied als Säugling mir, —
Und Sturmwind's Pfeifen, Schiffes Dröhnen,
In Schlaf hat mich's gesungen hier! —
Den Jüngling hast Du, Meer, geschaut,
Du warst ihm Freund, Du warst ihm Braut!
Nicht Weib, nicht Kind sind mein gewesen,
Die ird'sche Liebe kannt' ich nicht, —
Ganz war ich Dein, Du hohes Wesen,
Durch Dich mein Leben ein Gedicht! —
Du, das so Vielen Tod gegeben,
So Vielen, denen Leben werth,
Mir schenktest Du ein langes Leben,
Warst Du ja doch mein einz'ger Herd! —
Wollt ihr den Greis verstoßen, Wellen,
Die ihr die Wiege ihm umspült? —
Hier will er sich ein Grab bestellen,
Da er des Todes Nähe fühlt.
Mein Gott! Mein Gott! So laß mich sterben,
Und wackern Seemann's End' erwerben!

Bei Sturm und Blitz im Meeresgrunde,
Das sei des Seemann's letzte Stunde!"

Er hat gesprochen, und die Wogen,
Erbrausend gierig um ihn her,
Sie haben ihn hinabgezogen
Zu seiner Lieb', in's große Meer.

Der Tag erwacht, der Sturm entflieht,
Das Heer der Wolken abwärts zieht.
Zum Strand' ein Boot kommt angetrieben,
Das umgestürzt des Sturmwind's Macht, —
Der Schiffer ist im Meer' geblieben,
Im tiefsten Meer' bei finst'rer Nacht.
Die Hütte modert und verfällt, —
Einsam am Strand' der Möwe Schrei'n, —
Bei Nacht ein Leuchtthurm sich erhellt, —
Und Dünen, Sand und Strand — — allein!

Länder und Völker.

Ein Wandeln im Schatten wild-
rauschender Palmen!

Alfred Meißner.

Indien.

Wo herrlich die Platanen rauschen,
Die Palme himmelstürmend steht,
Im Dickicht Riesenschlangen lauschen
Und Wunderblumen Düfte tauschen,
Dahin, dahin will der Poet!
Der Löwe brüllt, — mit gier'ger Zunge
Der Tiger auf die Beute springt;
Die Antilope flieht im Sprunge,
Daß nicht ihr Blut die Erde trinkt.

Und wunderbare Vögel singen,
Gleich Blumen farbig, in der Luft; —
Es regt der Wind die leisen Schwingen,
Um Urwald's Rauschen herzubringen
Und Töne aus des Raubthier's Gruft.
Und hohe Gräser, Balsamkräuter
Sie prangen weit in saft'gem Grün; —
Dahin, dahin und immer weiter
Will eines Dichters Feuer zieh'n!

Und wilde Männer eilen, jagen
So schnell wie schnellsten Hirsches Lauf,
Man sieht sie Pfeil und Bogen tragen,
Bemalet grell und kühn im Wagen
Und lautlos eilt vorbei der Hauf'!
Und Mädchen, braun und üppig, fliehend
Durch's Dickicht hin mit nacktem Fuß,
Die braune Wange heiß erglühend,
Die rothe Lippe schwillt zum Kuß.

Die Sonne brennt mit goldnen Strahlen,
Blickt feurig ihre Erde an, —
Die Purpurblüthen feurig malen, —
Still wird es in des Waldes Hallen,
Es ruht des Raubthier's grimmer Zahn.
Die Lotosblüthe nickt im Traume,
Still wälzet sich der Jaguar, —
Dahin, dahin zum wilden Raume
Möcht' ich, zur freien, stolzen Schaar!

Granada.

Granada, Stadt der Städte!
Als im Hispanierland
Der Maure die Gebete
Zu Mahom noch gesandt,
Wie warst Du hoch und prächtig,
Wie schimmerte Dein Ruhm,
Wie klang Dein Name mächtig,
Der Mauren Heiligthum!

Wie strahlt' Dein Halbmond nieder
Vom hohen Albayzin, —
Erklangen Maurenlieder
Bei Nacht vom Zakatin;
Wie schimmert' Xenralife,
Wie eine Göttin thront,
Als herrlich der Kalife
Granada noch bewohnt!

Und auf die Stadt hinunter
Sieht, wie mit stolzer Macht,
Der Erde achtes Wunder,
Alhambra, Deine Pracht!
Wie plätschern die Fontainen
Im Löwenhofe lind, —
Dort harrt mit süßem Sehnen
Manch schönes Maurenkind.

O Haus voll hoher Thaten,
O Haus voll Ruhm und Ehr'!
Zertreten sind die Saaten,
Die Deinen sind nicht mehr!
O Poesie, komm wieder
Und süßer Rosenduft,
Und Nachtigallenlieder
In lauer Balsamluft!

Wie herrlich Deine Tage,
Wo jeder Mann ein Held,
Wo stolz der Abenc'rage
Dem Zegri sich gestellt, —
Wo Schwerterstreich' erklangen
Und Kampfgetön erscholl, —
Wo Odalisken sangen
Granada, ruhmesvoll!

Du sankst in prächt'ge Trümmer,
In Trümmer sank Dein Ruhm!
Vergessen wirst Du nimmer,
Du bleibst ein Heiligthum!
Vom fernen Strahl beschienen
Strahlt der Erinn'rung Kranz:
Alhambra in Ruinen
Zeigt noch Granada's Glanz!

Italien.

(Rizzio's Lied.)

Italien ist das Land der Wonne,
Italien ist der Liebe Land!
Wie strahlt in Feuergold die Sonne
Jenseits der Apeninenwand,
Wo mit den duftig blüh'nden Rosen
Die Nachtigallenchöre kosen,
Die Erde prangt im Festgewand!

Die Traube schwillt, Orangen glühen,
Das Feld erblüht in holder Zier, —
Durch's Blachfeld plätschernd Ströme ziehen, —
Sanft schaukelt sich der Gondolier;
Neapel steht in heil'ger Schöne,
Von Roma schallen Glockentöne,
Und der Vesuv erbraust in Gier.

O Land, dem Gott die Pracht gegeben,
Mit wolkenlosem Firmament!
In Poesie verschwimmt das Leben,
Nur der ist glücklich, der Dich kennt!
O Liebeslust und süße Träume,
O Blumenduft und stille Räume,
Die keine Sprache je benennt!

Des Arabers Tod.

Die Sonne steht in gelber Strahlen Gluth
In grauen wolkenlosen Himmels Mitte
Und ihre goldne Kugel glänzt wie Blut.
Es schleicht der Tag mit langsam leisem Schritte,
Kein Lüftchen weht, selbst der Sirocco ruht.
Kein Baum erfreut das Auge, keine Hütte, —
Still liegt die Wüste da, ein todtes Land,
Verzehrt, durchglüht vom heißen Sonnenbrand.

Kein Vogel singt sein Lied in frischer Luft,
Kein Quell entrieselt murmelnd grünem Rasen,
Kein Blümchen spendet seinen sanften Duft,
Kein Wild sieht man auf freiem Felde grasen,
Kein Grashalm selbst entkeimt der Wüstengruft,
Kein Zeichen weist der Karavanen Straßen, —
Nur schweigend der Insecten bunt Getümmel,
Und Sand und nichts als Sand und hoch der Himmel.

Und wie das Schiff in Meeres stillem Raum,
Wenn Land umher kein Auge mehr erblicket,
So naht — ermüdet trägt sein Roß ihn kaum —
Ein Reiter langsam, der nicht um sich blicket;
Vom Berberrosse trieft ein weißer Schaum,
Das Schwert des Araber's, es ist zerstücket,
Das Roß steht still, — der Reiter, braun und hager,
Sinkt wund herab auf gelben Sandes Lager.

Schön ist der Wüste Sohn, — sein Antlitz braun
Gebrannt von feuervoller Sonne Strahlen,
Und wie die Sonne seine Augen schau'n;
Des weiten Kleides weiße Falten wallen,
Und decken ihm das Haupt, von welchem thau'n
Die rothen Tropfen, langsam niederfallen;
Es kräuselt sich der Bart in lock'gen Wogen,
Die Hand hält Schwertes Stück und Pfeil und Bogen.

Still liegt er da, — es rieselt leis sein Blut;
Sein treues Roß steht ruhig beim Gebieter
Und neigt sein Haupt zur purpurrothen Fluth,
Des wunden Herren einz'ger treuer Hüter.
Da flammt das Aug' des Sterbenden voll Muth
Und wie die Sonne hoch am Himmel glüht er,
Die Hand faßt Schwertes Griff nach alter Weise
Und seine bleichen Lippen murmeln leise:

O Horde in der Wüste Land,
O Stammesbrüder, mir verwandt,
O tapfres Volk im weiten Raum,
Leb' wohl! — Der Bruder ruht allein,
Fern von der Zelte Heimathsreih'n,
Von der Oase schatt'gem Baum!
Leb', Vater, wohl! Es trag' Dein Roß
Pfeilschnell Dich oft auf seinem Rücken,
Mit Säbel, Lanze und Geschoß
Magst Du noch manche Beute pflücken!
Lebt, Brüder, wohl! so manchen Strauß
Hab' ich an Eurer Seit' bestanden,
Den Franken schlugen wir in Banden
Und flogen kühn zum Kampfgebraus.
Wir stellten uns dem stolzen Leu,
Wir jagten Tiger und Schakale:
Hier lieg' ich, ihnen selbst zum Mahle!
Lebt wohl, ihr Wüstenkrieger frei! —
Leb', Wüste, wohl, wo oft gesaust
Mein Speer, — mein Roß dahingebraust!
Jetzt hat es mich hiehergetragen,
Getroffen von des Franken Hand,
Die Wunde, die er mir geschlagen,
Verblutet hier im gelben Sand.
Fahr' wohl, Du Damascenerklinge,
Du hast so wacker eingehaut,

Doch heut zersprangst Du schnell und laut,
Da nahte mir des Todes Schwinge!
Fahr' wohl, mein Roß, das Du allein
Den Tod des Herren schaust; — Dein Huf
Trug mich zu Lust und Kampfesruf,
Auf Dir ward Schmerz und Freude mein!
Zum Siege hast Du mich getragen,
Zum Tode hast Du mich geführt,
Leb' wohl, Gefährt' im kühnen Wagen! —
Heil dem Propheten! Er regiert!

Er sinkt zurück, — es bricht des Auges Stern,
Er röchelt leis, — sein Herz hat ausgeschlagen.
Noch tröpfelt leis das Blut, verrinnet fern.
Das Roß wird nie mehr solchen Reiter tragen;
Gesenkten Hauptes steht es bei dem Herrn,
Als könn' es sich nicht aufzurichten wagen.
Der Sonne Strahl fällt gluthenvoll zur Erde
Zum todten Mann und seinem treuen Pferde.

Vermischte Gedichte.

Ich träumt' und liebte sonnenklar;
Daß ich lebte, ward ich gewahr.

Goethe.

Junges Dichten.

Ich bin noch jung, drum laßt mich dichten!
N. Freiherr Budberg-Benninghausen.

„Ich bin noch jung, drum laßt mich dichten!"
Das ist ein herzerhebend Wort!
Und mögen Krittler splitterrichten,
Reißt mich das Jugendfeuer fort, —
Mich die Philister gern vernichten,
Daß ich den Musen gab mein Wort:
Ich bin noch jung, drum laßt mich dichten,
Scheucht nicht die Erstlingslieder fort!

In Lust und Freude, Weh' und Kummer,
Bei Liebeswonn' und Liebespein,
In mancher Nacht, gefloh'n vom Schlummer,
Blieb mir mein armes Lied allein;
Nicht denen, die da splitterrichten,
Für mich entströmt es meiner Brust!
Ich bin noch jung, drum laßt mich dichten,
Kein Damm verwehre Schmerz und Lust!

Denn will die Seele überwallen,
So strömt sie aus in Poesie, —
Nicht Allen will das Lied gefallen,
Recht machen Allen kann man's nie.
Konnt' ich die eig'ne Gluth nur schlichten,
Freut mit mir Einer sich am Wort,
Dann, weil ich jung bin, will ich dichten,
Und immer dichten fort und fort!

Und Du, der mir dies Wort gesungen,
Nimm dafür meines Herzens Dank!
Es ist mir tief in's Herz geklungen
Mit seinem kräftig-wahren Klang:
Mag nimmer meine Bahn sich lichten,
Ich folge Deines Liedes Wort,
Und, weil ich jung bin, will ich dichten
Und immer dichten fort und fort!

Der alte Zecher.

Der alte Zecher, matt und krank,
Sitzt still in grüner Laube, —
Er lebte froh, er lebte lang
Im Dienst der Feuertraube.
Jetzt hat die Krankheit ihn gefaßt,
Kein Mittel will ihn retten, —
Es klopft der letzte, finstre Gast,
Ihn kalt und still zu betten.

Er spricht mit ungeschwächtem Muth:
Mein Leben, wie so fröhlich!
Wie schäumte mir der Traube Blut,
Sein Winken, wie so selig!
Ich trank mein ganzes Leben Wein,
Des schnöden Wassers Hasser, —
Und nun es soll gestorben sein,
Nun geben sie mir Wasser!

Nehmt weg die bittern Arzenei'n,
Die Pulver und Mixturen,
Gebt her, gebt her vom alten Wein,
Von Rheingau's schönsten Fluren!
Der giebt mir Leben, giebt mir Kraft
Mit jedem neuen Becher, —
Erwärmt vom goldnen Rebensaft
Wird jung der alte Zecher!

Und als die Flasche vor ihm stand,
Wie ward sein Auge helle, —
Den Becher faßte seine Hand,
Empor hob er ihn schnelle:
Ich bring' es Dir, Du edler Wein,
Und Deinem Glanzgefunkel,
Und soll es denn gestorben sein, —
Ich fürchte nicht das Dunkel!

Er trank ihn aus, er schenkte ein,
Er hob ihn hoch auf's Neue:
Und soll es denn gestorben sein,
Ich fühle keine Reue!
Ich bringe Dir's, o Leben süß,
O Daseinsglück und Wonnen,
Natur, der Schöpfung Paradies
Und jedes Glückes Bronnen!

Den dritten Becher setzt er an:
Dir, Tod, will ich ihn bringen!
Du faßt den alten kranken Mann
Um ihn in's Grab zu zwingen.
Gefürchtet hat Dich nie mein Sinn,
Du forderst Deine Habe:
Leer ist der Becher, — nimm mich hin,
Der Zecher geht zu Grabe!

Er trank ihn aus auf einen Zug,
Den letzten Trunk auf Erden, —
Er setzte ab und rief: Genug!
Nun will ich stille werden! —
Er sank zurück mit leisem Ach, —
Kein Seufzer, keine Klagen,
Der Becher fiel, das Auge brach,
Still stand des Herzens Schlagen.

Schone, Sturm!

Und brausest Du mit blindem Wüthen,
Gewalt'ger Sturm, durch Meer und Land,
Kann nichts vor deinem Grimme hüten,
Hält nichts vor Deinem Rasen Stand, —
Wohlan, so laß Dir Opfer fallen,
Laß krachend brechen Stamm und Ast,
Entwurz'le Wälder, schütt're Hallen,
Nur schone auch in Deiner Hast!

Der Blume schon', die reich an Düften
Des jungen Lebens still sich freut;
Des Vogels schone, hoch in Lüften,
Der jubelnd Dank dem Dasein beut! —
Warum willst Du die Blume brechen?
Sie beuget sich dem wilden Hauch.
Warum den Vogel schuldig sprechen?
Er fühlt Dein Weh'n und fliehet auch!

Der Hütte schone, wo zufrieden
In Dürftigkeit ein einig Paar; —
Das Schifflein sei von Dir gemieden,
Das eines Fischers Nahrung war!
Zerstörst die Hütte Du in Wettern?
Es scholl aus ihr noch nie ein Fluch!
Willst Du am Riff das Boot zerschmettern?
Der Fischer hatte dran genug!

Willst Du der Sonne Glanz erblinden
Mit Deinem dunkeln Wolkenheer?
Getrost, sie wird den Durchgang finden
Und Deine Wolken sind nicht mehr!
Du brauchst der Sonne nicht zu schonen,
Sie selbst bricht siegesglänzend vor,
Verjaget dich zu fernen Zonen,
Und jubelnd blickt die Erd' empor!

Laß mich ziehen.

So laß mich ziehen, laß mich wandern
Mit meiner Liebe, meinem Schmerz; —
Sei glücklich denn mit einem Andern,
Verblutet auch darob mein Herz!
Und hast Du mich von Dir getrieben
Fort in die Welt mit meinem Weh',
Dich werd' ich ewig, ewig lieben,
Die nimmermehr ich wiederseh'!

Noch einmal vor dem herben Scheiden,
Noch einmal wende Deinen Blick, —
Secundenlang im bittern Leiden,
Secundenlang verleih' mir Glück, —
Dann laß mich ziehen, laß mich eilen
Und denk' nicht mehr an meine Pein;
Mag nie das Glück bei mir verweilen,
Wirst Du nur immer glücklich sein!

Dein Herz wird lieben und beglücken,
Wird schlagen einem andern Mann, —
Fühlst Du der Liebe Hochentzücken,
Denk' meiner nicht, vergiß mich dann!
Sei glücklich dann mit einem Andern
In süßer Liebe reiner Lust, —
Und laß mich ziehen, laß mich wandern,
Der Hölle Schmerz in meiner Brust!

Antwort.

Ihr fragt: Was sollen uns die Klagen,
Die tönen in der Dichter Sang? —
Wollt Ihr die Nachtigallen fragen,
Warum ihr Lied so schmerzlich klang?

Des Dichters Leier klinget selten,
Wenn Freude seine Brust bewegt,
Doch tönt ein Sang aus höhern Welten,
Wenn er im Schmerz die Saiten schlägt.

Der Welt nicht singt er seine Schmerzen,
Sie lindert seine Klagen nie.
Er singt sich selbst, — im eig'nen Herzen
Als einz'gen Trost — die Poesie!

Die Sänger.

1.

Es rauscht der Wind in dunkler Eichen Krone,
Die Schatten flieh'n; —
Der alte Sänger wallt mit seinem Sohne
Im Thale hin.
Der Sonne goldner Strahl verscheucht das Dunkel,
Der junge Tag erwacht mit Glanzgefunkel
Und färbt den Silberbach mit Purpurgluth. —
Still steht der Greis, — dann sinkt er langsam nieder,
An Baches Rand, da ruh'n die alten Glieder;
Leis rauscht die Fluth.

Der Jüngling kniet an seiner Ruhestätte
Mit stiller Pein.
Der Alte spricht: Dies ist mein letztes Bette,
Ich nehm' es ein!
Ich habe lang geirret, arm, vergessen,
Verhöhnt, verachtet, einsam, der vermessen

Nach hohem Ruhm getrachtet fern und nah,
Doch muthig war mein Herz und ohne Sorgen,
Zum Ende kämpft' ich durch vom Heut zum Morgen, —
Das End' ist da!

Ich wußt' es längst: der Leib ward müd' und müder,
Die Seele nie! —
Nimm, was ich habe, Sohn, nimm meine Lieder,
Du kennest sie! —
Du, dem ich alle meine Lieb' gegeben,
Gefährte, einziger, in meinem Leben,
Du meine Hoffnung, Du mein letztes Glück!
Für Dich nur fühlt' ich meines Elend's Schmerzen,
Für Dich nur zuckte tiefes Weh' im Herzen:
Du bleibst zurück!

Dir gebe Gott, statt Unglück und Beschwerde,
Ein hohes Loos!
Dein Name töne weithin auf der Erde,
Er werde groß!
Mit Kraft und Stolz hab' ich mein Loos getragen,
Mit frischem Sängermuth bekämpft die Klagen,
Weil Du an meiner Seite, stark und kühn:
Dir aber wünsche ich ein andres Leben,
Ein kräftiges, ein anerkanntes Streben
Nach kräft'gen Müh'n!

Schon will der Tod zu meinem Herzen dringen,
Mich flieht das Licht:
Den Schwanensang, wie gern möcht' ich ihn singen,
Ich kann es nicht!
Ich fühle nur in dieser letzten Stunde,
Es geht wie heil'ges Feuer mir vom Munde:
Du wirst's erreichen, was ich nicht mehr soll! —
In Frieden will ich nun zur Grube fahren,
Gott wird die Seel', die Erd' den Leib bewahren.
Sohn, lebe wohl!

Sein Auge bricht, in namenlosen Schmerzen
Wirft sich der Sohn
Auf seinen Leib und sucht an seinem Herzen:
Es feiert schon.
Da bricht der Jüngling aus in bittre Klagen,
Daß ihn so tief, so blutig hat geschlagen,
Den Vater ihm geraubt des Schicksal's Hand.
Der Abend sinkt mit neuen Purpurgluthen, —
Noch kniet er bei dem Todten an den Fluthen,
An Baches Rand.

2.

Trompeten hell erklingen,
Laut schallet Jubelton,
Und tausend Stimmen dringen
Zum fürstlichen Balcon.
Dort steht der junge Dichter,
Der Held im Sängerkrieg, —
Ihn preisen laut die Richter,
Ihm schallt der Jubel: Sieg!

Er hat den Preis errungen,
So singt kein Andrer mehr,
Wie dies sein Lied erklungen,
So kräftig, kühn und hehr!
Mit holden Minneblicken
Seh'n ihn die Frauen an
Und lauschen mit Entzücken
Dem schönen fremden Mann.

Ihn schmücken goldne Ketten,
Ihn ehrt der Fürsten Lohn, —
Und bis an ferne Stätten
Dringt seines Namens Ton.

Ihn kränzt die Lorbeerkrone,
Von Gold strahlt sein Gewand;
Von Gold trägt er, zum Lohne,
Die Leier in der Hand.

Er schaut mit stolzem Blicke
Die Menge draußen an:
Was fehlt mir noch zum Glücke,
Das ich noch wünschen kann?
Ich bin so hoch gestiegen
Durch meiner Lieder Klang,
Als nur der Aar kann fliegen
Zum hohen Sphärensang! —

Da plötzlich zuckt zusammen
Der Sänger und wird blaß, —
Das Aug', kaum noch in Flammen,
Es senkt sich und wird naß. —
Wie sich die Augen senken,
Da faltet sich die Hand:
Des Vaters muß er denken,
Der starb an Baches Rand.

Die Nacht des armen Dichters.

Auf öden Gassen nur der Sturmwind wacht
Und in das Fenster schaut die finstre Nacht.
Die blicket in ein ärmlich Kämmerlein,
Nur schwach erhellt von trüber Lampe Schein.

Der Dichter sitzt, das Haupt zur Hand gebeugt,
In schwerem Sinnen seine Stirn' sich neigt,
Auf seinem Antlitz ruht ein stiller Jammer,
Mit trübem Auge blickt er nach der Kammer,
Wo Weib und Kindlein ruhen nebenan,
Im Schlaf des Lebens Sorgen abgethan.
Und die Gedanken, die ihn stets umschweben,
Erwachen in der Nacht mit neuem Leben:

O Armuth! Armuth! Last, die mich zerknickt,
Die mir die Seele bleiern niederdrückt!
Gespenst, das bleich sich an mein Dasein hängt,
Begeist'rung, Glück und Lebensmuth verdrängt,

Mein Hirn verdorret und mein Herz umkrallt
Mit stiller, aber sicherer Gewalt! —
Ich fühle Dich an jedem neuen Morgen
Mit neuer Angst, mit immer neuen Sorgen,
Mit tausend kleinen, aber bittern Qualen,
Die ich mit meinem Herzblut muß bezahlen.
Ich sehe Dich — wer schildert solches Weh'! —
Wenn ich mein Weib und meine Kinder seh'!
Du siehst, o Herr, des Herzens banges Klopfen,
O nimm mein Herzblut, nimm den letzten Tropfen,
Nur gieb, mein Gott, ich ruf' in Angst und Noth,
Gieb für mein Weib und meine Kinder Brod!

Einst träumt' ich anders, träumte sanft und lind,
Gar wunderherrlich wie ein schlafend Kind,
Von Glück und Glanz und goldnem Dichterleben,
Die Leier klingt, — die Sangesgötter schweben! —
Da war noch ungeschwächt die Dichtergluth,
Da brauste noch des Lebens kräft'ge Fluth;
Da hofft' ich noch auf einen schönen Morgen,
Und meine Lieder waren meine Sorgen.
Da sah ich Ruhm und Glanz, wie helle Sterne,
Als sichres Ziel, wenn auch in weiter Ferne!
Jetzt — kann ich schildern, was im Herzen klagt,
Den Biß der Schlange, die im Innern nagt?

Wo seid ihr hin, ihr Träume früh'rer Zeiten?
Ihr wolltet nicht durch's Leben mich begleiten!
Ich denk' nicht mehr an Ruhm und Glück und Glanz,
Nicht mehr an eines Dichters Lorbeerkranz; —
Ich denk' nicht mehr zum Ziele hinzustreben,
Nicht an ein herrlich glühend Dichterleben; —
Ich denk' nicht mehr die Nachwelt zu gewinnen,
Den Tag zu fristen ist mein ärmlich Sinnen; —
Ich denk' nicht mehr an Ruhmes Morgenroth,
Ich rufe nur: Gieb meinen Kindern Brod!!

Des jungen Morgens allererste Strahlen
Die Wand mit sanftem buntem Lichte malen:
Die Helle klar durch's kleine Fenster scheint. —
Er birgt das Haupt tief in die Hand — und weint.

Der Todesengel.

1.

Krank liegt das Kindlein auf der Mutter Schooß
Und ächzet leise, — krank und hoffnungslos; —
Das Kind, das seiner Eltern Herz entzückte,
Deß erstes Lächeln himmlisch sie beglückte,
Das Kind, ihr Alles, ihres Lebens Stern,
Dem sie ihr ganzes Selbst geopfert gern.
Die Mutter sieht mit namenlosem Schmerz
Hin auf ihr krankes Kind, ihr krankes Herz.
Der Vater kämpft, die Thränen zu besiegen,
Ein schwerer Seufzer zeigt den Kampf der Brust.
Wie langsam, langsam die Minuten ziehen,
Wenn der Minute sich die Angst bewußt!

Die Lampe flackert, — düster scheint die Nacht
Durch's Fenster in die Stube, wo man wacht; —
Ein leises Rauschen, wie ein Flügelschlagen, —
Der Todesengel naht — und leise, leise
Hat er des Kindleins Seele fortgetragen
So sanft, so still hin auf die ferne Reise.

Todt! todt mein Kind! — der Schreckensruf erschallt
Mit seiner ganzen furchtbaren Gewalt.
Todt! todt mein Kind! ein Stück aus meinem
Leben,
Mein Fleisch und Blut, dem Alles ich gegeben,
Was ich an reicher Liebe Schatz besessen, —
Todt! todt mein Kind! Wer kann den Schmerz ermessen,
Der selber nicht des Schicksals Streich empfand,
An seines Kindes Sterbebette stand!

Ein Seufzer, schwer und bang, wie wenn das Herz
Zerdrückt erlieget unter herbem Schmerz:
Der Vater war's, — so seufzt im Schmerz der Mann.
Ein Schrei, so schrecklich, so verzweiflungsvoll,
Daß er zum dunklen Himmel auferscholl:
Die Mutter war's, die solchen Schrei gethan.

O Mutterliebe! höchste auf der Welt,
Vor der, was Liebe sonst, in Nichts zerfällt,
Wer kann Dein Sein, Dein ganzes Wesen malen,
Die tausend süßen Freuden, süßen Qualen,
Die Millionen Thränen, die Dir fließen,
Die Millionen Sorgen, die so süßen;
Die Nächte, welche Mutterlieb' durchwacht,
Den Liebling zu beschützen in der Nacht!

O, Mutterlieb' in unsrem Erdgewimmel,
Dem eitelen, ist ein Geschenk vom Himmel,
Das Gott als Trost in unsre Herzen goß.
Rein, heilig, still, uneigennützig, groß, —
So rein und klar und heilig, wie dort oben
Die Engel lieben, die den Herren loben.

Wie würd' die Mutter für des Kindes Leben
Ihr eignes hin mit Freudejauchzen geben:
Umsonst, umsonst! die Hoffnung ihres Lebens
Ist bleich und kalt, und alle Lieb' vergebens.

Und wieder Nacht! der Kerze düstres Flammen,
Weiß liegt auf Weiß das Kind in stiller Kammer, —
Der bleichen Mutter thränenloser Jammer —
Da bricht des Vaters ganzes Herz zusammen.
Laut schluchzt er auf aus starker Mannesbrust
Und ruft: Mein Kind! mein Kind! Du meine Lust!
O Schmerz, Du hast mit Deinen wilden Bissen
Ein Stück aus meinem Leben ausgerissen:
Dies ist Charfreitagsnacht, und ich kann sagen,
In dieser Nacht hab' ich das Kreuz getragen!

2.

Auf ihrem Lager liegt die Jungfrau, schön
Wie eine Blume in des Frühlings Weh'n,
Doch bleich ihr Antlitz und die Lippe auch,
Wie wenn die Blume traf des Frostes Hauch.
Sie spricht zu den Gespielinnen, die leis
Am Lager flüstern im betrübten Kreis:
Ihr Schwestern, wie so schön ist, ach, das Leben,
Wie scheint es mir so rosig, hold und mild,
Wie eines Traumes goldnes Zauberbeben,
Ein heißersehntes, kaum geschautes Bild.
Wie gerne möcht' ich leben noch, wie gerne,
Die ich so wenig noch gelebt! — So lang
Möcht' schauen ich die Nacht und ihre Sterne,
Möcht' schauen ich des Tages Sonnengang; —
Den Frühling noch mit seinen lauen Lüften
Und seinem Vogelsang und seinem Grün; —
Den Sommer noch mit seinen würz'gen Düften
Und seinem tausendfachen Purpurglüh'n; —
Und noch den Herbst mit seiner Gaben Fülle,
Den Herbst, den ich zum letzten Mal gesehn, —
Der kalte Winter selbst mit seiner Stille
Und seinem weißen Kleid — er war doch schön!
Wie Vieles blieb mir, Schwestern, zu genießen,
Ich bin so jung und soll in's kalte Grab,

In's kalte, enge, dunkle Grab mich schließen,
In früher Jugend soll ich schon hinab!
Vergebens, ihr Geliebten, ist mein Klagen,
Ich fühle meines Daseins letzten Tag,
Die Blätter fallen bei des Sturmwind's Schlagen,
Mein Leben sinkt den Herbstesblättern nach!
O steige, mein Gebet, zu Himmels Thoren, —
Nimm meines jungen Lebens Opfer an,
Mein Gott, und gieb mir dort, was ich verloren,
Und was ich dort allein erreichen kann.
Ich murre nicht! Tief will mein Haupt ich beugen,
Vor Deinem Willen, unerforschlich groß,
Dem Todesurtheil meine Stirne neigen, —
Du lässest mich, mein Gott, nicht hoffnungslos!

Und zu der Jungfrau hin mit leisem Schritt
Der Todesengel an das Lager tritt.
Er beugt sich nieder auf das schöne Haupt,
Mit sanftem Kuß er ihr das Leben raubt.
So sterben ist ein Schlummern ohne Pein,
Und zu den Engeln ging ein Engel ein.

3.

Der Bettler schleppt sich mühsam an der Krücke
Zur Stadt hinaus und fort zum grünen Wald;
Kaum trägt ihn noch der matte Fuß von dannen,
Sein Antlitz ist verzerrt von inn'rer Pein
Und seine weißen Haare peitscht der Wind.
Der Hunger wühlt in seinen Eingeweiden,
Des Hungers grimmer Zahn benagt sein Leben
Mit seinen fürchterlichen Schlangenbissen.
Er denkt nur Eines noch, — er fühlt nur Eins, —
Er malt nur Eins sich aus im Fieberwahn:
Brod, Brod, ein Stück! ein einzig Stück, — ein Stücklein,
Nur die Brosamen von des Reichen Tisch,
Nur eine Kruste, wie der Hund sie frißt!

Man wies den Bettler fort von jeder Thüre,
An der sein Fleh'n erschallte, — wies ihn fort
Mit finsterm Blick und kaltem hartem Wort.
So geht er aus der Stadt, allein zu enden,
Allein, wie er gelebt, — denn selbst sein Hund,
Das einz'ge Wesen, das ihn je geliebt,
Hat ihn verlassen, ist dem Herrn entlaufen,
Weil er des Hungers Qual nicht tragen konnte.
Das hat am Herzen ihm genagt.

Im Walde
Sinkt nieder nun der Alte auf das Gras,
Sein Aug' ist irr! Er gräbt mit seinen Nägeln
Tief in die Erde, daß das Blut hervorspritzt,
Und kreischt mit einer Stimme, die den Tönen
Der Menschenstimme nicht mehr gleichet: Brod!
Brod! gebt mir Brod! gebt Brod, sonst muß ich sterben.
Sein Mund beißt schäumend in die Erde ein,
Er zuckt, — sein Auge bricht, — der Todesengel rauscht
Vorüber — und ein Bettler ist gestorben!

4.

Der Todesengel schwebet
Zum wüsten Feld der Schlacht,
Wo blut'ger Dampf sich hebet
Und wilder Schmerz nur wacht.
Die Schlacht verhallet ferne
Im Donner ihrer Wuth, —
Des Himmels stille Sterne,
Sie spiegeln sich in Blut.

Der junge Krieger lieget
In kalter Leichen Schaar,

Um seine Stirne schmieget
Sich wirr sein blutig Haar.
Die Brust ist ihm durchstochen,
Ist bis zum Tode wund;
Sein Schwert ist ihm zerbrochen.
Es ruft sein bleicher Mund:

Ich habe oft gesonnen,
Wie herrlich solch ein Loos;
Wie mancher Held gewonnen
Für alle Zeiten groß! —
Den höchsten Ruhm zu erben,
Die Fahne in der Hand
Den Heldentod zu sterben
Für's theure Vaterland!

Wenn tausend Schwerter klirren,
Bei Blitz und Donnerknall,
Wenn Todeslanzen schwirren
Und tönt Trompetenschall, —
Dann — auf der Erde liegend,
Vom eignen Blute roth,
Sterben, im Tod noch siegend,
Das ist Soldatentod!

Fern der Kanonen Dröhnen,
Gewaltig spricht der Krieg!
Horch! der Trompeten Tönen,
Sie schmettern jubelnd: Sieg!
Sieg! Heil dem, der da sinket
Bei solchem Jubelton! —
Der Todesengel winket,
Die Seele ist entflohn.

Des Hofnarren Frühlingsfahrt.

1.

Der Auszug.

Der Hofnarr trat zum Fürsten hin
Und sprach: „Herr, es ist Lenzbeginn, —
Die Knospe springt, die Lerche singt,
Der Wald erklingt, die Blüthe winkt, —
All überall ein neues Leben,
Ein überströmend kräftig Streben.
Ich habe bis auf diesen Tag
Den Lenz im Garten nur erschaut, —
An Waldesduft und Lerchenschlag
Mir Ohr' und Nase nicht erbaut,
Und mich gelüstet es nun eben,
In die Natur mich zu begeben. —
Gebt Urlaub, Herr, so will ich ziehen,
Ohn' Ziel und Plan, durch Frühlingsgrün,
Und machen, ganz nach meiner Weise,
Auch einmal eine Frühlingsreise.

Reist Alles doch um diese Zeit:
Die Schwalben, die vom Süden kommen,
Der Strom, von Eiseslast befreit,
Die Scholle, die hinabgeschwommen, —
Der linde Wind, der uns umfächelt,
Die weiße Wolke, flockenklar, —
Der Sonnenstrahl, der golden lächelt
Dem Lieblingskind, dem jungen Jahr, —
Der Mensch, entflohn den engen Räumen,
Aufathmet aus der vollen Brust, —
Ei, soll der Narr in Stuben träumen?
Gönnt auch dem Narren seine Lust!" —

Der Fürst mit Lächeln spricht: „Es sei,
Ich geb' Dir Urlaub, wandle frei, —
Ergötze Dich nach Deiner Wahl. —
Jetzt wird mein Narr sentimental!
So magst Du Dich denn selbst kuriren,
Und fröhlich durch den Lenz spazieren!"

„Sentimental? — Mit Nichten! — ist
Des Narren schnelle Antwort, — wißt,
Noch immer spuken unverdrossen
In meinem Hirne tolle Possen, —
Doch hab' ich hier so lange schon
Gescherzt, gespielt mit Spott und Hohn,

Und gegen Thorheit mich gerüstet,
Daß nach Veränd'rung mich gelüstet!
So will ich denn der Alte bleiben,
Doch meine Possen draußen treiben,
In Wald und Feld, in Dorf und Flecken
Mich selbst und alle Andern necken, —
Kurzum, nach meiner eig'nen Art,
Vollführen meine Frühlingsfahrt!"

Herr Wolfgang sprach, ein ernster Mann:
„O Narr, das ist nicht wohlgethan!
Hier weiß die Schelle man zu schonen, —
Nicht also, die in Dörfern wohnen;
Sie werden dort, ohn' viel zu fragen
Den Narren mit der Kolbe schlagen,
An Deinem Witz sich wenig freuen;
Bleib' hier, denn sonst wird Dich's gereuen
Gestattet nicht dem großen Kinde,
Mein Fürst, die Fahrt in alle Winde!"

Darauf der Narr: „Du sprichst gar fein,
Ich sag' Dir drauf ein Liedelein:

Die Weisheit geht in tiefem Sinnen
Und denkt, den Blick gekehrt nach innen.

Drum stößt sie sich an Baum und Stein,
Und fällt und bricht gar oft ein Bein.

Die Thorheit schlüpfet jeden Weg,
Sie stößt sich nicht, sie kennt den Steg. —

Die Schellen künden sie von ferne, —
Man kennt sie schon, man hat sie gerne!

Sie stolpert nicht — sie weiß mit Singen
Wohl über die Steine wegzuspringen!

Die Weisheit kennt jedwede Kraft,
Die in der Erde lebt und schafft. —

Sie weiß, weshalb die Blume blüht,
Der Baum ergrünt, die Schwalbe zieht.

Doch hat sie vergessen bei all dem Neuen
An Baum, Blum', Vogel sich zu freuen.

Der Thorheit ist es einerlei,
Wie Samenkorn und Wurzel sei.

Was sie nicht sieht, macht ihr nicht Müh',
Doch schaut sie um sich spät und früh,

Und freuet sich mit frischem Muth
An Mondesglanz und Sonnengluth,

An Lerchensang, an Blumenduft,
An Landmann's Lied, an Frühlingsluft!

Sieh, Weiser, so ist unser Treiben, —
Drum will ich gehen und Du magst bleiben!" —

Herr Wolfgang sah ein wenig sauer
Und sprach: „Du wirst ein grober Bauer!" —
Der Fürst versetzte mildiglich:
„Nicht streite Thor und Weiser sich, —
Denn einem Jeden ist die Welt
Nach seiner Art ein weites Feld, —
Und wo die Weisen sich erfreu'n,
Soll nicht verbannt der Narre sein.
Drum wandre aus, wenn's fort Dich zieht,
Mit heitrem Sinn, mit frischem Lied."

Am andern Morgen zog hinaus
Der Hofnarr aus des Fürsten Haus.

2.

Ein Pärchen.

Hast Du gefühlt auf junger Flur
Wohl das Erwachen der Natur?
Wenn nach des Winters rauhem Walten
Der Frühling rasch verdrängt den Alten,
Wenn tausendfält'ger Jubelklang,
Der Erde lauter Lobgesang, —
Wenn bricht der Flüsse kaltes Band,
Die Fluthen neu die Glieder regen,
Ein Blüthenteppich deckt das Land,
Der Baum verkündet künft'gen Segen!
Wenn's: Frühling! schallet in den Lüften,
Im buntbeschwingten Vögelchor,
Und Frühling dringt bis zu den Grüften,
Aus Grüften Blumen lockt hervor.
Und milde Luft das Herz bewegend,
Auf jedem Halme Wesen regend,
Und Blüthenhauch und Zephyrwinde
Und blauen Himmels milder Blick,
Und sanfter Sonnenschein gelinde,
Allüberall nur Lust und Glück,
Nur ein Gefühl in allen Wesen,
Im kleinsten, schwächsten selbst zu lesen,

In dem die Welt zusammenfließt
Und alle Wonne sich ergießt
Und jedes Jauchzen sel'ger Triebe,
Denn Alles athmet Liebe, Liebe!
Der Adler, der zur Sonne steigt,
Die Blume, die zur Blum' sich neigt,
Der Wurm, der sich im Staube windet,
Der Mensch, der sich zum Menschen findet.
O wehe Dem, dem Frühlingshauch
Des starren Busens Eisesrinde
Vertrieben nicht in Dunst und Hauch.
Nicht nahm vom Aug' die schwarze Binde, —
O wehe Dem, der kalt und trübe
Vom Frühlingsglücke sich verbannt,
Vom sel'gen Reich der Wonn' und Liebe,
Er hat das Leben nie gekannt!

Konrad, der Narr, zieht durch den Wald.
Wie ihm das Blut so fröhlich wallt,
Wie ihm das Herz so freudig schlägt,
Wie ihn sein Fuß so kräftig trägt!
Er jauchzt, daß fern das Echo klingt,
Wirft hoch den Hut in die Luft und singt:

„Ich und der Lenz, wir haben
Nur wenig uns gekannt, —

Jetzt nehm' ich seine Gaben
Aus allererster Hand!

Er ist ein junger Verschwender,
Der Alles putzt und ziert,
Freigebig ganze Länder
Mit Blüthen parfümirt.

Er giebt den Bäumen und Blumen
Gewänder, fein und hold,
Er schenkt den Flüssen Silber,
Der Sonne helles Gold,

Den Vögeln und den Dichtern
Manch Lied aus voller Brust, —
Und jedem Menschenherzen
Junge Liebe und neue Lust!"

Doch sieh'! dort unter'm Eichenbaum,
An jenes Plätzchens grünem Saum
Ein Liebespärchen, das, versenkt
In sich, der Welt nicht mehr gedenkt,
Vergißt im Kosen Raum und Zeit,
In Liebe und Waldeinsamkeit.
Ein derber Bursche, kräft'ger Art —
Ein Mädchen, hold und schön und zart,

Ihr Angesicht wie Milch und Blut,
Ihr Schelmenaug' voll keckem Muth.
Wer schaut nicht gern im Waldesdunkel
In solchen Auges Glanzgefunkel?
Wer küßt nicht gern in Waldesgrund
Wohl solchen Liebchens Rosenmund?

Als Konrad schaut das Paar mit Lust,
Regt sich der Schalk in seiner Brust.
Rasch tritt er vor die Beiden hin, —
Die ihn erstaunt, erschreckt betrachten, —
Blickt auf das Mädchen hin mit Schmachten,
Dann, sittig wendend sich an ihn,
Spricht er gar fromm und mildiglich:
„O laß Dein Liebchen küssen mich!"

Helllachend schallt des Mädchens Stimme,
Auf springt der Bursch' in raschem Grimme
Und ruft: „Was ficht Dich, Frecher, an,
Mit solcher Tollheit uns zu nah'n?
Streifst Du umher durch's weite Land
Zu treiben solchen Unverstand,
So wundert's mich, daß alleweil'
Dir noch Dein Kopf und Rücken heil!
Fliehst Du nicht gleich auf raschen Sohlen,
Wirst Du statt Küssen Schläge holen,

Hinweg, Tollhäusler, hergedrungen,
Dem nächsten Irrenhaus entsprungen!"

Der Narr vernimmt mit großer Demuth
Das Wort, im Antlitz sanfte Wehmuth,
Dann spricht er fromm und mildiglich:
„O laß Dein Liebchen küssen mich!"

„Was? — schreit der Jüngling zornentbrannt, —
Hörst Du nicht auf mit Deinem Tand?
Nicht reize mich, ich rath' Dir's lange,
Sonst ist mir für Dein Leben bange, —
Hinweg, ich sag's zum letztenmal,
Du Störenfried, aus unserm Thal!
Wiß', unsre Mädchen küssen nicht,
Glaub' mir's, solch garstig Angesicht!"

Halblaut dazu das Mädchen spricht:
„Nun, allzu garstig ist es nicht!"

Als er dies Wort gehört, entbrennt
Im höchsten Zorn der Bursche, rennt
Nach seinem Stecken, sprachlos fast,
Und stürzt auf Konrad sich in Hast.
Der Narr entflieht, der Bursch' ihm nach,
So jagen durch den Wald sie jach, —

Um tausend Krümmungen und Ecken
Geht es mit Schelten und mit Stecken.
Da gab's ein Haschen und Verstecken!
Im grünen Wald den tollen Lauf
Hält weder Stein noch Wurzel auf, —
Bis daß an dichtbelaubter Stelle
Konrad den Gegner nicht mehr sieht,
Und der leichtfüßige Geselle
Zurück zum grünen Plätzchen flieht.
Hier sieht er noch das Mädchen sitzen,
Das sich am Lauf ergötzet baß
Und deren Schelmenaugen blitzen.
Er sinkt zur Lachenden in's Gras.
Hochathmend küßt er sie in Hast.
Der Bursche kehrt zurück zur Rast,
Und sieht mit Schrecken und mit Grauen —
Kaum will er seinen Augen trauen, —
Den Störenfried an seinem Platz
In Ruh', auf's Neu' bei seinem Schatz.
Sein Fuß will wurzeln in der Erde,
Still steht mit kläglicher Geberde
Er in der Ferne — ihm entfällt
Der Stab, den seine Hand nicht hält.
Als Narr und Mädchen so ihn sehen,
Wie lachen sie! — Er will vergehen,

Stürzt jetzt heran mit Zorn und Scham
Und ruft: „Nun hab' ich Dich gefunden!"
Doch eh' er noch zur Stelle kam
War schon der Narr im Wald verschwunden.

3.

Die Schatzgräber.

Die Schenke steht in Dorfes Mitten,
Einladend winkt ihr gastlich Dach
Dem Wand'rer, der sich müd' geschritten
Am sommerwarmen Frühlingstag.
Und herrlich hohe Lindenbäume
Umkränzen vor der Thür' die Räume, —
In ihrem Schatten Tisch' und Bänke, —
Die echte, rechte Dorfesschenke.
Ringsum die Bauern, frohe Zecher,
Die leeren emsig Krug und Becher;
Die Abendsonne scheint herein
Mit rothem Glanz in ihren Wein.
Hier ruh'n vom Tageswerk die Matten,
Und plaudern unter'm Lindenschatten,
Der, spärlich noch, dem Abendstrahl
Nicht wehrt, zu schau'n den grünen Saal.
Es summt und brummt, wie Bienenschwärme.
Rüstig, inmitten all' dem Lärme

Geht hin und her der Wirth, hier plaudernd,
Dort bringend, schenkend, eilend, zaudernd, —
Ein feist-gutmüthiger Gesell
Mit Wangen voll und Augen hell,
Mit einer Nase wie Rubin
Und unter'm Käppchen wenig Haaren;
Die Stirn nicht Furchen überzieh'n,
Dafür muß ihn sein Wein bewahren.
Wie wohlbehaglich lacht sein Mund,
Wie ist sein Bauch so voll und rund!
Sein Antlitz zeigt dem Forscherblicke,
Nicht Klugheit, aber tücht'ge Dicke.

Jetzt langsam, mit gemess'nem Schritt
Zum Bauernkreis Herr Konrad tritt.
Ernst, würdevoll ist sein Gesicht,
Das alte Lächeln zeigt es nicht.
Er sieht gewichtig rings sich um
Und räuspert sich, — da wird es stumm.
Dann spricht mit feierlichem Ton
Der Narr: „Nun, Ihr vergönnt mir schon
Hier einen Platz in Eurem Kreis, —
Der Weg war weit, der Tag war heiß;
Mir brennen noch vom Gang die Sohlen;
Beim Weine will ich mich erholen!"

Den bringt der Wirth mit Reverenzen,
Dem fremden Gast ihn zu kredenzen,
Der nippt gewaltig und spricht fort:
„Doch daß Ihr wißt an diesem Ort,
Mit wem Ihr trinkt, und mögt erkennen
Die Ehre, will ich mich Euch nennen:
Ich bin ein Doctor, mit Vergunst,
Ein Meister jeder freien Kunst,
Der andern Künste Kandidat,
Baccalaureus und Licentiat,
Ritter vom Clev'schen Geckenorden,
(Fast wär' ich schon Comthur geworden),
Ein großer Mann, und nebenbei
Da bin ich noch so mancherlei; —
Großneff' des großen Theophrastos,
Ranudo Rinoronodastos."

Mit off'nem Mund, beinah' mit Schauern
Hör'n ehrfurchtsvoll das Wort die Bauern.
Dem Wirth entfällt sein mächt'ges Glas
Und an dem Boden perlt das Naß; —
Er achtet's nicht, — er legt behende
Auf seinen Schmeerbauch beide Hände,
Glotzt so, nach vorn gebeugt, zum Gast
Mit Macht, bis er geblendet fast.

Zusammen rücken scheu die Zecher
Und machen Platz dem großen Mann;
Der setzt sich würdevoll zum Becher,
Setzt würdevoll den Becher an,
Trinkt aus, ruft: „Mehr!" und scheint dann frei
Ganz in Gedanken zu versinken, —
Doch hindern sie ihn nicht, dabei
Oft seinen Becher auszutrinken.

Die Sonne sinkt, — der Himmel glüht,
Der Horizont in Flammen sprüht,
Die Erd' erglänzt in Rosenfeuer,
Dann sinkt sie in der Dämm'rung Schleier.
Des Windes Hauch erstirbt im Weh'n, —
Am Himmel einzeln Sternlein steh'n;
Der Linden Wipfel ward schon düster,
Der Wald erhebt sein Nachtgeflüster,
Und langsam hinter'm Wald hervor
Hebt sich des Mondes Scheib' empor. —
Ein Bauer geht, der zweite dann, —
Still wird es um den fremden Mann;
Die Zecher ziehen heim, zu träumen
Von Theophrast und Lindenbäumen. —
Nur Einer bleibt, sieht scheu sich um,
Ein dürrer, hagerer Geselle,

Umschleicht dann unsres Konrad's Stelle; —
Der merkt es wohl und schmunzelt stumm.

Da hebt der Bauer an und spricht
Ganz leise, leise: „Nehmt es nicht,
Gelehrter, weiser Doctor krumm,
Daß ich mich an Euch wende!" — „Hum!" —
„Ihr seid ein Meister freier Kunst, —
Ich weiß, das ist nicht Rauch und Dunst; —
Ihr kennet wohl Geheimes viel;
Was Andern Wunder, ist Euch Spiel;
Ihr habt's geerbt vom Oheim, drum
Versteht Ihr's, hab' ich Recht?" — „Hum! Hum!" —
„Nun seht, das freut mich. Wolltet Ihr,
Mit Eurer Kunst wohl dienen mir,
Versteht sich, nicht umsonst? Ich bin
Nicht arm, doch steht nach mehr mein Sinn,
Wie das denn so zu gehen pflegt,
Wenn man zum Gelde Liebe trägt.
Nun weiß ich, daß aus alten Zeiten
Vergrab'ne Schätze hier herum, —
Doch wo, wer weiß mir das zu deuten?
Versteht Ihr mich, Herr Doctor?" — „Hum!" —
„Nicht wahr, — fährt Jener emsig fort, —
Ihr kennt die Kunst, Ihr wißt das Wort,

Ihr könntet finden Zeit und Stelle,
Fortbannen jed' Gespenst der Hölle? —
Zeigt, Doctor, mir so einen Platz,
Helft mir zu einem einz'gen Schatz,
Nur einem, — seht, ich bin bescheiden, —
Belohnen will ich Euch mit Freuden!" —
„Wie heißt Du?" fragt ihn Konrad kurz.
Drauf Jener: „Peter Matthes Spurz." —
„Wie alt?" — „Bin acht und vierzig Jahr." —
„Geboren wann?" — „Im Januar,
Am Mittwoch, Abend's sieben Uhr." —
„Sehr günstig war Dir die Natur,"
Spricht Konrad, hebt sich feierlich,
Streckt aus die Hand und flüstert leise:
„So will ich Großes thun für Dich, —
Doch thu' ich es nach meiner Weise,
Das heißt: soll ich den Schatz Dir schenken,
Mußt mich nicht durch Belohnung kränken."

„O großer Mann — — —," will Jener schrei'n.
„Sei still!" fällt unser Narr ihm ein; —
„Hier, wo wir steh'n, auf diesem Platz,
Hier liegt ein ungeheurer Schatz." —
„Auf diesem Platz? — und ungeheuer?
Ich Glückskind! — Doch wann soll ich graben,

Ihn heben, hegen, nehmen, haben?
O schöner Schatz! die Zeit ist theuer!“ —
„Noch heute, wenn es Mitternacht
Vom Thurme schallt, dann komme sacht,
Allein, mit Hacke, Sack und Spaten,
Ich werde nah' sein, Dir zu rathen.
Mußt Dich mit einem Pelz beschweren,
Daran das Rauhe auswärts kehren.
Doch hüte Dich vor Höllengeistern,
Daß sie sich Deiner nicht bemeistern
Bis ich erschein', sonst weh' Dir, weh'!
Leb' wohl, auf Wiederseh'n! Nun geh'!“

Sprachlos vor Glück geht der Geselle. —
Der Wirth erscheint auf seiner Schwelle:
„Was treibt Ihr noch um diese Zeit,
Herr Doctor, in der Feuchtigkeit?
Wollt gütigst in das Stüblein treten
Zum Abendbrot, zum Lichterschein!“ —
„Zum Heil Euch mußt ich mich verspäten,
Herr Wirth, vor Eurem Haus allein.
Wie glücklich seid Ihr!“ — „'s geht wohl an.“ —
„Ihr kennt noch selbst Eu'r Glück nicht, Mann!
Wißt, einen Schatz birgt diese Stelle,
Euch liegt der Segen vor der Schwelle;

Er liegt hier über hundert Jahr',
Das ward durch meine Kunst mir klar."

Der Wirth erstarrt, — mit off'nem Munde
Blickt er umher, sieht in die Runde,
Schnappt auf nach Luft, reibt sich den Magen,
Und öffnet dann den Mund zum Fragen:
„Ein Schatz? ein Schatz? Du liebe Zeit!
Und liegt vor meiner Thüre breit
Recht mir zum Heile, mir zur Lust?
Ich Esel hab' es nicht gewußt!
Nun sagt, o grundgelehrter Mann,
Wie heb' ich ihn, wie fang' ich's an?"

„Nichts leichter! — Wenn es Mitternacht
Vom Thurme schallt, dann kommet sacht,
Allein, mit Hacke, Sack und Spaten." —
„Mir graust!" — „Nicht doch, habt frischen Muth!
Ich werde da sein, Euch zu rathen
Und auch zu helfen." — „Dann ist's gut!" —
„Müßt Euch mit einem Pelz beschweren,
Daran das Rauhe auswärts kehren." —
„Ein Pelz in lauer Frühlingsnacht?" —
„Ist nöthig zu des Zaubers Macht. —
Nur hüte Dich vor Abentheuern,
Vor Höllengeistern, Ungeheuern,

Bis ich erscheine!“ — „Weh’, o weh’!“ —
„Sei unbesorgt, ich helfe, — geh’! —
Ich muß hinaus zum Walde schreiten
Und mich zum Werke vorbereiten.“

Todtstill die Nacht. Am Himmelsbogen
Sind Wolkenmassen aufgezogen,
Verschwunden ist des Mondes Schein
Und Dunkel decket Wald und Hain.
Da tönt vom Thurme Mitternacht: —
Die Thür der Schenke dreht sich sacht,
Es kommt der Wirth in rauher Hülle
Mit seinem Werkzeug still, ganz stille.
Er schleicht zum Lindenbaum mit Bangen; —
Dort kommt der Peter auch gegangen,
Habgierig, aber leise, leise,
Bewehrt nach Schatzesheberweise.
Er trägt den Pelz, den schweren, krausen,
Sieht nach dem Zaubrer um mit Grausen.
Wie dunkel ist’s! — Sie sind am Platz; —
Wo ist der Doctor nun zum Schatz? —
Ha, was war das? — Fühlt ihre Hand
Was Schreckliches? — Ein rauh Gewand

Berührte Jeder, o Entsetzen!
Das sind die Höllengeister ja,
Ach, und der Zaubrer ist nicht da,
Um sie zur Hölle heimzuhetzen!
Ein Jeder muß mit Angst und Grauen
Ein Ungethüm im Dunkel schauen
In schwachem Unriß, fürchterlich; —
Wie sehnt er nach dem Zaubrer sich!
Doch nicht vernimmt man dessen Gruß.
Entsetzen fesselt Beider Fuß;
Die Zunge festgebannt im Munde,
So stehen sie von Stund' zu Stunde,
Kaum athmend, kaum zu blinzeln wagend,
In Schreckensbildern schier verzagend.
Die Zeit vergeht, die Stunden schlagen;
Fortschleichen? Das will Keiner wagen.
Sind nicht vielleicht die Ungeheuer
Ringsum? Sie spüren Höllenfeuer.
Dem Wirthe rieselt reichlich Schweiß
Vom Haupt, doch ist ihm kalt, nicht heiß.
Der Andre betet emsiglich
Und thut Gelübde still für sich:
Nie will er wieder nächtlich wagen! —
Die Zeit vergeht, die Stunden schlagen.
Schon heller wird's, die Hähne kräh'n, —
Sie wagen nicht, sich anzuseh'n.

Jetzt wehet kräft'ge Morgenluft,
Der Wald erwacht, der Kuckuck ruft,
Es deckt der Thau das grüne Land: — — —
Die Beiden haben sich erkannt!!! — — —

„Ihr seid's?" — „Ihr seid es, meiner Treu!" —
„O Himmel, ist die Nacht vorbei!" —
„Hat Euch ein Teufel hergetrieben?" —
„Was seid Ihr nicht zu Haus geblieben?" —
Darauf der Wirth: „Ich kam hierher,
Weil mich bestellt der Zauberer." —
„Ich auch." — „Ihr auch? Das wundert mich!" —
„Er hat versprochen einen Schatz
Mir diese Nacht an diesem Platz." —
„Mir auch." — „Euch auch? Das wundert mich!" —
„Und diesen Pelz, ich mußt' ihn tragen." —
„Ich auch." — „Ihr auch? Das muß ich sagen!"

Betrübt die Beiden vor sich starren:
„Mir scheint, wir waren Beide Narren!" —
„Mir scheint, Gevatter, 's war gelogen,
Der Zaubrer hat uns arg betrogen!"
Da halten sie umfangen sich
Und schluchzen Beide bitterlich:
„Ich hab' Euch durch des Zaubers Walten,
Herr Wirth, für ein Gespenst gehalten!" —

„Und ich, o Freund, o vielgetreuer,
Ich hielt Euch für ein Ungeheuer!“ —

Ein Lachen schallt da hinter'm Zaun,
Und Konrad ruft herüber: „Trau'n!
Ihr seid zwei prächtige Gesellen,
Bei Nacht Gespenster vorzustellen! —
Lebt wohl! — War's nicht nach Eurem Sinn,
So denkt, daß ich kein Doctor bin;
Ich bin ein Hofnarr, daß Ihr's wißt! —
Nun werdet klug, wenn's möglich ist!“

4.

Gute Rathschläge.

Konrad zieht fürbaß seinen Weg
Mit heitrem Sinn. Da sieht am Steg
Er hier und dort des Dorfes Bauern,
Die auf den großen Doctor lauern,
Von dem sie hörten, den sie sah'n —
Um guten Rath nun zu empfah'n.

Ein Mütterlein, schwach und gebeugt,
Das mühsam fort am Stabe schleicht,
Spricht: „Alter bringt mir Noth genug,
Ich wäre gerne wieder jung, —

Was soll ich thun, o weiser Mann?"
Er sagt: „Schau' Deine Kinder an,
Und Deiner Enkel fröhlich Spielen,
So wirst Du wieder jung Dich fühlen."

Ein Bursche naht, ein junges Blut,
Verlegen dreht die Hand den Hut:
„Herr Doctor, seht, ich bin verliebt,
Das Mädchen doch thut spröd' und blöde,
Und gönnet kaum mir Gruß und Rede,
Ob's wohl dafür ein Mittel giebt?" —
Drauf Konrad: „Thu' der Andern schön,
So wird alsbald Dein Leid vergeh'n,
Wenn dann Dein Mädchen sieht, daß Du
Der Andern folgen kannst in Ruh', —
Nicht mehr auf ihre Sprödheit achtest,
Hei! wie sie wird ganz anders werden
An Blicken, Worten und Geberden! —
Thu', wie ich sage, bleibe fest,
Und sie wird Dein: Probatum est."

Ein Weib tritt näher: „Zank und Streit
Im Haus zu jeder Tageszeit,
Das ist mein Leben. Habt Erbarmen,
Und gebt ein gut Recept mir Armen.
Wenn ich mit meinem Mann nur rede,

Giebt's Widerspruch, giebt's arge Fehde,
Bei jedem Worte, jeder Frage
Unfrieden giebt's an jedem Tage." —
„Ich weiß ein Mittel — Konrad spricht —
Ein leichtes, und es schadet nicht.
Sagt Dir Dein Mann ein hartes Wort,
Antworte nicht darauf sofort, —
Bis Hundert zähle erst behende
Und rede dann, wenn Du am Ende, —
Doch ja mit sanfter Stimme, sprich, —
Es ist ein Zauber, sicherlich. —
Dein Mann wird stiller, frömmer werden
Und fröhlich end'gen die Beschwerden."

Noch kam ein Mann, nicht gar zu alt,
Doch im Gesichte Falt' an Falt',
Sehr grämlich, finster und verdrossen
Und sprach: „Bald ist die Zeit verflossen,
Dann kommt's, daß sie zu Grab mich senden, —
Seht, Herr, das muß ich stets gedenken, —
Ich sehe stets mit bangen Schauern
Den Tod mir jeden Schritt umlauern,
Ich weiß, ich kann ihm nicht entgehen,
Da hilft kein Trotzen und kein Flehen, —
Ich fürchte stets, daß er mich fällt,
Drum ist mir jede Freud' vergällt!" —

Da rief der Konrad laut mit Lust:
„Stürz' der Natur Dich an die Brust,
Umfange sie mit allen Sinnen,
Willst Du Gesundheit Dir gewinnen.
Hinaus, hinaus in's grüne Land,
Da schwindet Gram und Unverstand, —
Du wirst am Rieseln reiner Quellen
Dir Augen und Verstand erhellen,
Und Waldesduft und Finkenschlag,
Der sagt Dir mehr, als ich vermag! —
Den Tod zu bannen, wächst kein Kraut,
Doch Muth ihm fest in's Auge schaut, —
Das Leben ist darum nicht schlechter
Und nur ein Thor ist sein Verächter.
Erquickung giebt Natur den Matten!"

Ein Krüppel war der Letzt' am Ort,
Er sprach: „Man höhnt mich fort und fort,
Und bin ich doch nicht Schuld daran,
Daß nicht mein Wuchs der einer Tann', —
Sagt, kluger Herr, was soll ich machen?" —
„Du sollst die Andern all' verlachen,
Dann werden sie alsbald vergessen,
Nach ihrem Wuchse Dich zu messen, —
Verlernen auch des Spottes Brauch,
Weil sie verlacht sich sehen auch.

Kuriren kann man nur die Thoren
Durch Thorheit, — Weisheit ist verloren.
Leb' wohl, und handle diesem nach!"

Im Weitergehen Konrad sprach:
„Mir däucht, ich gab so guten Rath,
Wie nicht ein jeder Doctor that."

5.

Die Mühle.

Es braust das Rad, die Mühle klappert,
Es spritzt die Fluth, der Waldbach plappert,
Es kräht der Hahn, es bellt der Hund,
Geschwätzig rauschen selbst die Tannen,
Ringsum lebendig ist der Grund, —
Das Schweigen scheuchte man von dannen.
Ein heller Ton von Innen klingt
In das Geräusch, der Mühlknapp' singt.

Herr Konrad schreitet über'n Steg
Und nimmt zur Mühle hin den Weg,
Er wendet keck zur Thüre hin,
Dort steht die schöne Müllerin.
„Ei, Gott zum Gruß!" — „Und Gott zum Dank!" —
„Gönnt mir zu sitzen auf der Bank.

Bin müd' vom Wandern, weit gekommen,
Ein Stündchen Rasten würd' mir frommen,
Gebt Ihr dazu einen frischen Trank
Dem Durstigen, so sag' ich Dank,
Und trink' auf Euer Wohlergehen!" —
Die Frau drauf: „Das kann nicht geschehen." —
„Treibt Ihr, so schön, der Mühle Zier,
Den müden Wandrer von der Thür,
Dann trügt, fürwahr, Euer fein Gesicht, —
Solch' Antlitz sollte trügen nicht." —
„Nicht daß ich geizig wär' und kraus,
Spricht sie, — mein Mann ist nicht zu Haus, —
Thät ich es, wär' es gleich nicht richtig,
Denn wißt, mein Mann ist eifersüchtig,
— Wahrhaftig ohne Grund, — der Thor! —
Ihm malt der Traum selbst Schrecken vor,
Argwöhnisch hütet er mich hier,
Sich selbst zur Qual und mir zur Plage,
Läßt keinen Fremden in die Thür,
Und spionirt bei Nacht und Tage.
So trägt er sich mit trübem Wahn,
Der unser Leben stets zersplittert,
Und dunkelt unsres Lebens Bahn.
Ist er nicht heim, muß ich im Haus
Verborgen bleiben, — darf hinaus
Nicht treten, — heimlich that ich's heute,

Weil mich der Frühlingstag erfreute.
Kehrt er zurück, dann — — welch' ein Fragen,
Welch' Forschen, Zweifeln, Lauern, Plagen, —
Genug! wie könnt' ich nun allein
Euch, jungen schmucken Mann empfangen
In unsrem Haus zu Rast und Wein? —
Wenn er's vernähm', ich müßte bangen, —
Auf lange gäb' es keine Rast
Vor Eifersucht auf diesen Gast."

Der Hofnarr schüttelt drauf das Haupt
Und sagt: „Wenn Ihr es mir erlaubt,
So will ich's heute noch probiren,
Den Eifersücht'gen zu kuriren,
Doch müßt Ihr Euren Beistand leih'n,
Mithandelnd bei der Posse sein."—
Drauf sagt er ihr mit kurzem Wort,
Was er zu ihrem Heil ersonnen; —
Sie lacht und weist ihn anfangs fort,
Doch hat sie endlich sich besonnen
Und willigt ein, führt ihn in's Haus, —
Dort läßt sie ihn und kommt heraus,
Um draußen auf der Bank im Garten
Des Narren Rückkehr zu erwarten.
Und sieh, er kommt! Wer kennt ihn noch? —
Als schmuckes Weibsbild schlank und hoch,

Gekleidet fein in Rock und Tuch,
Zwar etwas eckig, etwas lang,
Seltsam auch anzuschau'n der Gang,
Doch für die Rolle gut genug.
Und daß ihn nicht verrath' sein Bart,
Hat er verhüllt sein Angesicht
Mit dichtem Schleier, zücht'ger Art,
Selbst seine Augen sieht man nicht.
Laut lachen muß die Müllerin; —
Er schreitet nach dem Walde hin.

Der Müller trabt den Weg entlang, —
Von starkem Schlage, feist und faul
Trägt ihn dahin sein großer Gaul; —
Da sitzet unterm Bergeshang
Ein fremdes Weib, verhüllt, allein,
Und spricht mit süßer Stimme fein:
„O lieber Herr, habt doch Erbarmen,
Ich sterbe fast vor Müdigkeit,
Zum nächsten Dorfe, — helft mir Armen, —
Hab' ich gewollt, — der Weg ist weit,
Der Tag so heiß, ich muß verschmachten,
Wollt Ihr nicht meine Noth beachten?" —
Der Müller übt Barmherzigkeit,
Er steigt vom Roß und spricht: „Kommt mit,
Auf meinen Arm mögt Ihr Euch stützen,

So führe ich Euch Schritt vor Schritt,
Hier könnt Ihr länger nicht mehr sitzen.
Ganz in der Nähe ist mein Haus,
Da stärkt Ihr Euch und ruht Euch aus." —
„Habt Dank," — seufzt sie mit schwachem Ton,
Erhebt sich, nimmt den Arm zur Stütze,
Schmiegt sich an ihn, — welch' arge Hitze!"
Und weiter wandeln Beide schon.
Da kommt die Müllerin geschritten
Entgegen in des Weges Mitten.
Der Mann will seine Frau begrüßen,
Doch die, wie angebannt, steht still, —
Staunt, hebt die Hände, ruft: „Zu viel!
Weh' mir, was hab' ich sehen müssen!
Nicht wahr, ich kam sehr ungelegen
Im Waldesdunkel Dir entgegen, —
Um Ungetreuer, Dich zu schauen
Vertraut mit einer fremden Frauen,
Die sanft an Deinen Arm geschmiegt
Beinah' an Deinem Busen liegt.
So trogst Du mich! — Hast mich gequälet
Mit Argwohn, die ich nie gefehlet,
Und triebst es selbst so arg, Verräther,
Am hellen Tag ein Uebelthäter!
Nicht kannst Du leugnen, es ist klar, —
Seh' ich doch selbst das saubre Paar!"

Verdutzt der Müller reibt den Schopf,
Ihm ist, als drehte sich sein Kopf.
„Mein Liebchen, — — die — —!“ so schreit er laut,
„Die ich zum Erstenmal erschaut,
Und aus Barmherzigkeit — —“ „Halt ein!“ —
Ertönt des fremden Weibsbild's Schrei'n, —
„Halt ein, hartherz'ges Ungeheuer,
Verleugne nicht, was einst Dir theuer!
Hast Du mir Treue nicht geschworen,
Hab' ich Dir nicht mein Herz verloren?
Hast Du mich nicht bestellt, o Pein,
Im Waldesgrün zum Stelldichein?
Ein Lügner bist Du und Verbrecher, —
Daß Du vermählt, ich wußt' es nicht.
Sei, Schicksal, meiner Unschuld Rächer
An diesem argen Bösewicht!“

Der Müller starrt entsetzt sie an,
Angstschweiß entperlt dem armen Mann,
Er zweifelt an dem eig'nen Sein,
Fährt mit der Hand in's Haar hinein, —
Blickt auf die beiden Frauen wild,
Verwirrt und stumm, ein Jammerbild.
Schlägt über'm Kopf dann in die Hände
Und ruft: „Herr Gott! Das ist mein Ende!

Ist das der Lohn für gute Thaten?
Ist das die Ernte guter Saaten?“ —
„Schweig, schweig, Du bist entlarvt, erkannt,
Du hast die Treue längst verbannt!“ —
So rufen beide Weiber wild, —
Der Müller steht, ein Jammerbild.
Da plötzlich lacht die Fremde laut,
Es lacht sein Weib, — der Müller schaut:
Die Fremd' — er traut den Augen kaum —
Schießt einen raschen Purzelbaum,
Entschleiert dann ihr Angesicht
Und spricht: „Ein Weibsbild bin ich nicht! —
Ich bin ein Narr, wenn Ihr's erlaubt,
Den Spitzbart seht, wenn Ihr's nicht glaubt. —
Die Narrheit wollt' ich nur probiren,
Von Eifersucht Euch zu kuriren.
Ihr seht, wie sie zum Thoren macht,
Wie grundlos oft sie, — habet Acht, —
Wie sie Unschuldige kann quälen,
Erkennt dran Euer eignes Fehlen! —
Ihr habt, — sagt Eurem Schicksal Dank, —
Ein schönes treues Weib erhalten, —
Ihr aber quält, argwöhnisch bang
Sie Tag und Nacht mit Eurem Walten.
Wie nun, wenn sie, deß müd' und satt,
Thät', weß man sie beschuldigt hat?“

Noch steht der Müller still und stumm,
Und reibt die Stirn', und sieht sich um —
Dann lacht er auf: „Gottlob, ein Scherz!" —
Und drückt sein Weiblein froh an's Herz, —
„Ein wackrer Scherz, — wie Arzenei
Zwar etwas bitter, doch es sei! —
Ich glaub', es ist dem Scherz gelungen,
Er hat den Argwohn mir bezwungen, —
Seitdem ich weiß, wie dem zu Muth,
Dem man unschuldig Solches thut.
Habt Dank, Ihr Schalk in Weibertracht,
Ihr habt mir höllisch heiß gemacht! —
Und nun nach Haus! Herr Narr, kommt mit!
Ich denk', jetzt geht Ihr bessern Schritt!
Dort wollen wir beim gold'nen Wein
Vergessen Eifersucht und Hassen,
Und bei der Abendsonne Schein
Hoch unsern Narren leben lassen!"

6.

Auf dem Nachen.

Der alte Fischer:

Die Sonne will nicht mehr wachen,
Geht hinter dem Walde zur Ruh, —
Es gleitet im Strome der Nachen,
Gleite, gleite nur zu!

Als ich zuerst geführet
Das Ruder, wie jung ich war!
Und eh' ich's noch recht verspüret,
Wie grau ist worden mein Haar!

Da war noch mein Busen voll Wonne,
Das macht, das Herze war jung;
Da schien so helle die Sonne,
Jetzt — Abenddämmerung.

Die Ufer verschwinden, verschweben,
Die Welle geht ihren Gang, —
Es gleiten Nachen und Leben
Den Strom entlang, entlang!

Noch Mancher wird friedlich hier fahren
Bei Tag' und bei Dämmerung, —
Wohl wurden wir alt an Jahren,
Die Welt bleibt ewig jung!

Konrad:

Der Jugend Brausen und Schäumen,
Den Becher, mit Blumen umlaubt, —
Erinnern und Sinnen und Träumen
Das bleibt dem alternden Haupt!

Auf's Morgen die Menschen harren,
Das Heute macht keinen Halt, —
So werden Weise und Narren
Am Ende still und alt.

Es wird wie früher gesungen,
Es wird wie früher gestrebt, —
Ihr Lied allein ist verklungen
Im Schlußwort: Wir haben gelebt!

Es kommen die Wellen und gehen,
Hernieder sinket die Nacht, —
Und oben an Himmelshöhen
Manch' Sternenauge wacht!

Druck von G. Bernstein in Berlin,
Mauerstraße 53.

Rehbinder, Nikolai,

Vom Meeresstrande Gedichte

Berlin 1856